Mathe studiert – und dann?

Kristina Vaillant im Gespräch mit Martin Hikel

Zwischen Szenekiez und organisierter Kriminalität – so wird der Berliner Bezirk Neukölln häufig in den Medien auf einen Nenner gebracht. Dass das zwar einerseits ein nicht ganz unpassendes Klischee ist, dass Neukölln aber trotzdem für viel mehr steht, weiß Martin Hikel genau. Der Mathematiklehrer ist im bürgerlichen Süden des Bezirks zur Schule gegangen und wurde im März 2018 mit 31 Jahren zum Bürgermeister von Neukölln gewählt. Der jüngste Berliner Bürgermeister versteht sich als Problemlöser, der die Aufgaben, die vor ihm liegen, mit einer großen Portion Gelassenheit angehen will: Nüchternheit statt Skandalisierung, Ausdauer statt Schnellschüsse, vielleicht ist das ein Politikstil, der ankommt und bald schon Wirkung zeigt.

Herzlichen Glückwunsch, Herr Hikel! Sie sind jetzt seit einem halben Jahr Bezirksbürgermeister für etwa 330 000 Neuköllner. In der SPD engagieren Sie sich seit über zehn Jahren, sie waren Bezirksverordneter und seit 2016 Vorsitzender der SPD-Fraktion in der Neuköllner Bezirksverordnetenversammlung. Haben Sie in den zurückliegenden Jahren jemals daran gedacht, Bürgermeister zu werden?

Ehrlich gesagt, nein. Mit 18 habe ich angefangen, mich in der SPD Neukölln zu engagieren. Aber ich bin nicht zu den Sozialdemokraten gegangen oder Bezirksverordneter hier im Kiez geworden, um Bürgermeister zu werden. Ich wusste, wie wichtig dieses Amt ist. Als Ziel für mich persönlich schien mir das jedoch sehr weit weg – obwohl ich natürlich in der Zeit auch unseren langjährigen Bürgermeister Heinz Buschkowsky und seine Arbeit gut kennengelernt habe. Ich sehe das eher so: Obwohl man solche Karrieren für sich nicht direkt plant, sollte man – wenn sich die Gelegenheit bietet oder eben auch unvorhergesehene Notwendigkeiten eintreten – die Verantwortung übernehmen. Wichtig ist wie bei allem: man muss es gern tun, Spaß an der Aufgabe haben, sich täglich motiviert dafür fühlen.

Als sich die Gelegenheit bot, haben Sie diese ergriffen. Es gab auch gar keinen Gegenkandidaten.

Ja, Anfang März dieses Jahres kam der Hinweis, dass meine Vorgängerin und heutige Familienministerin Franziska Giffey, eventuell für die SPD in ein Bundesministerium wechseln wird. Zunächst haben wir ganz allgemein darüber gesprochen. Ist das jetzt ein kluger Schritt für die SPD? Wie soll es dann hier in Neukölln weitergehen? Wer soll und kann als möglicher Nachfolger angesprochen werden? Und dann meinte sie: „Du musst Dir auch Gedanken machen, ob Du Dir vorstellen kannst, mein Amt zu übernehmen.“ Das war das erste Mal, dass ich ernsthaft darüber nachgedacht habe.

Und was hat Sie dann dazu bewogen, ja zu sagen.

Ich habe mich gefragt, ob ich irgendwann auch in einer herausgehobenen Funktion Verantwortung übernehmen

möchte und mir gesagt: Du machst jetzt schon lange Politik. Du engagierst dich hier im Bezirk und hast in den letzten Jahren tolle Projekte begleitet und daran mitwirken können. Und jetzt gibt es die Chance, das auch praktisch umzusetzen. Das hat mich bewogen, zu sagen, ja, ich kann mir das vorstellen, erst recht in dem Bezirk, in dem ich groß geworden bin, mit dem ich mich stark identifiziere und der mir am Herzen liegt. In Neukölln hat sich viel verändert in den letzten Jahren. Vieles kritisiere ich: beispielsweise die Mietsteigerungen und die wachsenden sozialen Unterschiede. Jetzt kann ich selber und unmittelbar daran mitwirken, diese Veränderungen in geordnete Bahnen zu lenken und Gegenmaßnahmen einzuleiten. Das sind riesige Herausforderungen.

Sie haben sich zwei Schwerpunkte für Ihre Amtszeit vorgenommen: „Die besten Schulen in die härtesten Kieze. Ordnungsbewusstsein schaffen und durchsetzen“, so haben Sie es formuliert. Laut Statistik bricht fast jeder fünfte Schüler in Neukölln die Schule ab. Wie wollen Sie dafür sorgen, dass mehr Kinder die Schule mit einem Schulabschluss verlassen und nicht die Sozialhilfeempfänger von morgen werden.

Wir brauchen in den Schulen eine „gesunde“, breite soziale Mischung der Schüler. Im Norden Neuköllns war es bisher so, dass Menschen mit Bildungshintergrund den Bezirk in Richtung der eher bildungsbürgerlich geprägten Bezirke Charlottenburg-Wilmersdorf oder Steglitz-Zehlendorf verlassen haben, sobald sich Nachwuchs ankündigte. Sie wollten ihre Kinder hier oft nicht in die Kita und auch nicht in die Schule schicken. Und durch diese Entmischung entstehen Parallelgesellschaften.

Das heißt, sie wollen die Schulen so attraktiv machen, dass die Mittelschichtsfamilien bleiben.

Ja, und gleichzeitig den Kindern, die zu Hause weniger Unterstützung bekommen als andere, hervorragende Bildungseinrichtungen bieten, in denen sie auch ihre Freizeit verbringen können. Die einen haben eben zu Hause Eltern, die mit ihnen die Hausaufgaben machen, vielleicht sogar Nachhilfelehrer organisieren. Und dann haben wir

die Eltern, die die beste Bildung für ihre Kinder wollen, sie aber spätestens ab der 10. Klasse bei den Hausaufgaben nicht mehr unterstützen können und kein Kleingeld für die Nachhilfe haben. Und dann gibt es auch noch die Eltern, die Bildung nicht ausreichend wertschätzen. Damit auch diese Kinder eine gute Bildung bekommen, brauchen wir die besten Lehrer und die besten Einrichtungen, davon bin ich fest überzeugt. Nur so können wir Schülern die Chance bieten, den Aufstieg durch Bildung zu schaffen, um später ihren Kühlschrank selbst füllen und die Miete zahlen zu können. Die Schule ist ein ganz wichtiger Meilenstein auf dem Weg dahin.

Wie wollen Sie das erreichen?

Wir wollen den Campus-Gedanken implementieren und zwar im Kontext einer Gemeinschaftsschule. Die Schüler sollen von der ersten Jahrgangsstufe bis zur 12. beziehungsweise 13. Klasse zusammen zur Schule gehen. So vermeidet man den Bruch nach der 6. Klasse, wo selektiert wird und sich normalerweise die Wege trennen. Ich sehe im gemeinsamen Heranwachsen der Kinder eine große Chance für den sozialen Zusammenhalt. Den Bildungserfolg von der sozialen Herkunft zu entkoppeln, das kann Schule durch den Gemeinschaftsschulgedanken und einen Ganztagsbetrieb schaffen. Auf einem Bildungscampus sind Jugend- und Freizeitangebote direkt an die Schule angedockt, Sport- und andere Vereine aus der Umgebung eingebunden. Es ist wichtig, Schule nicht mehr als einen geschlossenen Solitär zu betrachten, sondern als ein offenes System, das in den Kiez hineinstrahlt und mit dem Kiez verbunden ist.

Sie haben jetzt sicher die Rütli-Schule als Modell vor Augen.

Ja, genau. Das muss ich kurz erläutern. Im Frühjahr 2006 war die damalige Hauptschule im Norden Neuköllns, wo sich die sozialen Probleme ballen, über die Grenzen Berlins hinaus bekannt geworden. Lehrer hatten in einem offenen Brief beklagt, dass Unterricht wegen des gewalttätigen Verhaltens einzelner Schüler und auch wegen der Sprachbarrieren kaum noch möglich sei. Mittlerweile ist die Rütli-Schule eine Gemeinschaftsschule geworden und Teil des Rütli-Campus mit Kitas, Jugendfreizeiteinrichtungen, Berufswerkstatt und Elternzentrum. Dieses Jahr hat bereits der vierte Abiturjahrgang die Schule verlassen, die Zusammensetzung der Schülerschaft ist in den letzten zehn Jahren diverser geworden.

Ist die Schule auch für bildungsbewusste Eltern attraktiv geworden oder hat sich wegen der gestiegenen Mieten einfach nur die Zusammensetzung der Nachbarschaft geändert?

Was war zuerst da, die Henne oder das Ei? Das kann man nicht genau sagen. Ich habe die Rütli-Schule neulich besucht. Die Lehrer machen dort, wie an allen anderen Schulen, eine ganz fantastische Arbeit. Aber sie könnten Entlastung gebrauchen. Denn anders als an Schulen in bildungsbürgerlich geprägten Kiezen, wo stärker akademisch-fachlicher Unterricht stattfindet, nehmen hier die pädagogischen Aufgaben viel Raum ein. Dazu gehört unter anderem die Elternarbeit. Es ist entscheidend, dass unsere Schulen in der Lage sind, die Eltern zu erreichen,

denn ohne diese geht nichts. Gleichzeitig dürfen die Lehrer nicht verschlissen werden. Genau das passiert aber momentan. Ob man dann Stellen für Lehrassistenten schafft, Unterrichtsstunden für Lehrer reduziert oder auch Erzieher und Schulsozialarbeiter an den Schulen entlastet – das ist eine Herausforderung für die ganze Stadt. Berlin muss die Ausbildungskapazitäten hochfahren und gleichzeitig hochqualifiziertes und motiviertes Personal in Kieze wie diesen bringen.

Bildung ist für Sie, wenn ich Sie richtig verstehe, der Schlüssel, um insgesamt an der sozialen Lage in Neukölln etwas zu verändern.

Laut Sozialbericht von 2016 ist hier jeder fünfte Einwohner auf staatliche Hilfeleistungen angewiesen, unter Kindern sogar jeder zweite. Wer einen Schulabschluss in der Tasche hat und Aussicht auf eine Ausbildung, wird später eher für sich und seine Familie sorgen können. Ja, und dafür brauchen wir auf jeden Fall die beste Bildung. Ich verstehe nicht, warum bei uns so wenig in Bildung gesteckt wird. Wir könnten so viel Geld sinnvoll in unseren Schulen verbauen. Wir sanieren schon viel, mehr als manch andere. Aber das wird nicht gegenfinanziert und das ist eigentlich ein Unding. Wir wollen die besten Schulen, wir wollen dass die Kinder gerne dort hingehen, dass sie eine positive Lernumgebung vorfinden. Nur das Geld, das uns dafür zur Verfügung gestellt wird, reicht einfach nicht.

Neukölln ist so etwas wie das Integrationslabor Deutschlands: Jeder zweite Neuköllner hat Migrationshintergrund, bei den Kindern sind es zwei Drittel, es ist ein junger Bezirk, in dem mehr junge Erwachsene leben als in anderen Berliner Bezirken. Steckt darin auch eine Chance? Wie sehen Sie Neukölln als Bürger, als Bürgermeister und als gebürtiger Neuköllner?

Meine Vorgängerin Franziska Giffey hat immer gesagt, der Bezirk ist mehr als die Summe seiner Probleme. Wir haben einen Bezirk voller Vielfalt: mit Einfamilienhäusern im bürgerlichen Süden Rudow und Buckow. Dann haben wir die ungewöhnlich grüne Großsiedlung Gropiusstadt mit ganz viel Herz. Außerdem haben wir in Britz die Hufeisensiedlung, die zum UNESCO-Weltkulturerbe gehört. Dort gibt es mit dem Gutshof Britz auch einen einmaligen Kulturstandort, wo das Schloss Britz mit Sommer-Opern und Ausstellungen genauso zu Hause ist wie unser Museum Neukölln und unsere Musikschule, die bekannt ist für ihre hervorragenden Musiker auf Profi-Niveau.

Anders als im Süden haben wir im Norden einen hippen Kiez mit einer lebendigen Kneipen- und Clubkultur. Viele junge Menschen ziehen hierher und machen sich als Künstler selbstständig. Wir haben ein riesiges Künstlernetzwerk. Ich vergleiche diese Mischung gerne mit dem New Yorker Stadtteil Brooklyn. Neukölln ist das, wofür das alte Brooklyn stand, ein bisschen hart, aber herzlich und dann gibt es das neue Brooklyn der Lofts. Ich möchte aber verhindern, dass sich hier nachher getrennte Welten gegenüberstehen. Ich möchte nicht nur Lofts und Leute die hip sind – die anderen gehören genauso zu Neukölln. Wir haben das Potenzial ein Schmelztiegel zu werden. Und

das ist es, was Neukölln ausmacht. Wir haben Hipster, wir haben Kleingärtner, wir haben eine große Community, die ihre Wurzeln ganz woanders in der Welt hat. Neukölln ist Baklava und Bienenstich.

In einem Interview mit der Berliner Tageszeitung Der Tagesspiegel haben Sie kürzlich gesagt, dass Sie als Mathematiker Dinge rational angehen. Inwieweit spiegelt sich das in ihrer Arbeit als Politiker wider?

Was heißt rational? Vielleicht bringe ich als Mathematiker eine gewisse Nüchternheit mit. So in dem Sinne, dass man sagt, wir haben dieses oder jenes Problem und da müssen wir uns überlegen, wie wir das angehen und lösen.

Bis zum Tag ihrer Wahl am 21. März 2018 haben Sie Schüler der Mittel- und Oberstufe an der John-F.-Kennedy-Schule in Zehlendorf in Mathematik und Politik unterrichtet. Hat das Fach Mathematik aus Ihrer Sicht für die Bildungspolitik eine besondere Bedeutung?

Ja, schon. Wir müssen uns überlegen, wie wir die MINT-Fächer noch attraktiver gestalten können. Durch die Digitalisierung werden sich Berufe in Zukunft anders ausdifferenzieren. Und ich glaube, wir können uns nicht mehr leisten, dass sich Leute einem Fach wie Mathematik verweigern. Ich habe oft erlebt, dass mir Schüler sagen: „... ich kann kein Mathe; meine Eltern konnten das auch schon nicht ...“ Da gibt es dann automatisch eine innere Sperre. Ich habe immer die Philosophie vertreten, im Prinzip kann jeder jedes Fach. Man muss sich nur dafür motivieren können. Es wäre also wichtig – und das liegt mir wirklich am Herzen – Mathematik nicht als ein abgehobenes, total kryptisches Fach zu bezeichnen, sondern herausstellen, wie sinnstiftend Mathematik für den Alltag sein kann. Hier können Schüler lernen, strukturiert und logisch zu denken. Wenn man Mathematik als Fertigkeit des Denkens versteht, ist man zwar im Bereich der Philosophie, aber dann kann man davon ganz viel mitnehmen.

Sie haben 2005 am Albert-Einstein-Gymnasium, einer sehr beliebten Schule im Neuköllner Ortsteil Britz Abitur gemacht und von 2006 bis 2013 an der Freien Universität Berlin Mathematik und Politische Wissenschaften auf Lehramt studiert. Warum diese Fächer?

Ich hatte Mathe- und Physik-Leistungskurs und habe mich einfach unheimlich gerne an mathematische Probleme gesetzt. Das fand ich erfrischend. Ich habe festgestellt, dass man anders denken muss, wenn man mathematische Probleme löst. Und weil ich das Gefühl hatte, dass mir diese Art zu denken auch für den Alltag viel bringt, wollte ich lernen, wie man Mathematik gut unterrichtet. Ich wollte Schülern dieses Gefühl vermitteln, dass Mathematik beim Denken hilft. Man entwickelt Denkstrukturen, die helfen, die Welt anders zu betrachten.

Und wie ist die Politik in ihr Leben gekommen?

Zur Politik bin ich gekommen, weil ich mich als Schüler viel mit Freunden über aktuelle politische Ereignisse ausgetauscht habe. Vor allem nach dem Terroranschlag in New York am 11. September 2001. In den Diskussionen

damals kam immer wieder das Argument, die Amerikaner seien selbst schuld, dass sie Opfer des Terrors wurden. Diese Diskussion verschärfte sich nach den Interventionen im Irak und in Afghanistan. Daraus entwickelte sich bei manchen Mitschülern eine anti-imperialistische Haltung, auf die man ganz leicht hereinfallen kann. Sie ist so wahnsinnig leicht zu begründen. Im Laufe der Auseinandersetzungen habe ich dann festgestellt, dass die Welt nicht so einfach ist, dass solche Antworten nicht ausreichen. Damals habe ich auch gelernt, dass man ein Verständnis von Politik braucht, um sich in der Gesellschaft orientieren und Politik mitgestalten zu können. Zu lernen, dass unsere Demokratie davon lebt, dass wir verschiedene Interessen und Haltungen haben, dass man seine richtig finden kann, dass man aber auch immer einen Kompromiss aushandeln muss, das halte ich für die künftigen Generationen für sehr wichtig. Das kann man im Unterricht gut simulieren. Aber eigentlich müssten sich die Menschen mehr direkt in Parteien engagieren – es muss ja nicht die SPD sein. Denn jeder sollte die Chance haben, Abgeordneter, Stadtrat, Stadträtin oder eben Bürgermeister zu werden.

Ich weiß nicht, wie viele Mathematiker es unter den politischen Mandatsträgern in Deutschland gibt, aber in Frankreich ist kürzlich ein sehr prominenter Mathematiker ins Politikfach gewechselt. Cedric Villani, der vielfach, unter anderem mit der Fields-Medaille ausgezeichnete Mathematiker ist bei den Parlamentswahlen im letzten Jahr in Frankreich für die Partei von Emmanuel Macron angetreten und in die Nationalversammlung gewählt worden. Ist ein Mathematikstudium eine gute Voraussetzung, um Politiker zu werden?

Auf jeden Fall. Diese Ausdauer, die man sich aneignet, wenn ein mathematisches Problem herausfordernd ist, bringt sehr viel. Wenn ich überlege, wie ich mir an manchem Problem, das wir im Mathematikstudium lösen

mussten, die Zähne ausgebissen habe. Oft habe ich dann im Park sitzend nach Lösungsansätzen gesucht. Gelöst haben wir die Aufgabe aber meistens im Team. Und in der Politik gibt es ja auch ständig solche scheinbar ausweglosen Situationen. Da ist es dann wichtig, sich erstmal bewusst zu machen: Gut, wir haben jetzt dieses Problem und vom Prinzip her gibt es immer eine Lösung. Die wird nicht allen schmecken und vielleicht nicht für alle ad hoc nachvollziehbar sein, aber es gibt sie. Und dieses Wissen, das schafft eine innere Ruhe, eine gewisse Abgeklärtheit.

Was ist die ganz harte Nuss, die es für Sie als Bürgermeister von Neukölln zu knacken gilt?

Das ist die öffentliche Verwahrlosung und Vermüllung der Straßen. Ich bekomme ständig E-Mails von Bürgern, die sich zu Recht beklagen, dass vor ihrem Haus Müll rumliegt. Die Berliner Straßenreinigung fährt regelmäßig vorbei und entsorgt den Müll, aber zwei Tage später steht wieder etwas da. Wir wollen das Bewusstsein dafür schaffen, dass der öffentliche Raum uns allen gehört. Dafür haben wir verschiedenste Strategien entwickelt. Einerseits Kampagnen mit Mitmach-Aktionen für saubere Straßen, andererseits Bußgelder für die, die ihren Müll trotzdem einfach im öffentlichen Raum abladen. Das ist so eine dicke Nuss, die wir knacken müssen. Gleiches gilt für das Problem der organisierten Kriminalität, speziell die der arabischen Familienclans in Neukölln. Wir widmen uns dem auf den verschiedensten Ebenen. Das beginnt bei Jugendkriminalität und geht bis zum Besitz von Immobilien aus illegalen Geschäften. Unsere Behörden sind da dran. Wir versuchen behördenübergreifend und mit konzertierten Aktionen gegen diese Strukturen vorzugehen. Das ist ein Prozess, der mindestens so lange dauern wird, wie sich diese Strukturen entwickeln und festigen konnten. Wir brauchen einen langen Atem.

Herr Bürgermeister, ich danke Ihnen für das Gespräch!

Kristina Vaillant ist freie Journalistin in Berlin und arbeitet regelmäßig für das Medienbüro der Deutschen Mathematiker-Vereinigung.

*www.vaillant-texte.de
(Fotos: Christoph Eyrich)*